Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Das Bildnis [Fortsetzung]
Autor: Morax, René
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574332

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schein heiterer Treue schimmerte ihr um Stirn und Haupt das seidene Blondhaar. War Anna die Anmut und stille Anhänglichkeit, so war Mathilde dagegen die Schönheit und mächtige Leidenschaft; war in jener der Zug der Hausfrau zur Natur geworden, so war Mathilde dagegen das Weib der Welt und des Lebens, und so wurde sie Adalbert auch unbewußt zum Symbol einer Sehnsucht, die stetsfort in ihm wach gewesen war und die den jungen, starken Mann immer wieder befällt: die Sehnsucht nach Kenntnis von Welt und Leben. Ein frischer Duft von all den Orten und Städten, von Feld und Wald, von Berg und Tal, von weiten Seen und großen Heiden, die Mathilde in ihren Künstlerjahren besucht und durchreist hatte, ein verjüngender Duft geheimnisvoller Fernen schien an ihren Kleidern zu hangen und sprach aus ihren starken Worten, — ein seltsamer Duft, der auf Adalberts Phantasie eine unwiderstehliche Macht ausübte; denn er hatte sich in Anbetracht seines Temperaments jung genug in die stille Häuslichkeit zurückgezogen und kannte weder sein kleines Vaterland noch irgend ein Stück der übrigen Welt.

Oft hatte sie ihm vor Jahren von ihren Kunstreisen erzählt, wenn sie zusammen auf seinem einsamen, stillen Zimmer waren. Dann leuchteten Adalberts Augen hell auf, und wenn Mathilde abgeschlossen hatte, streckte er ihr scherzhaft die Hand entgegen und meinte: „Du, ich komm jetzt auch mit!" — Und hinter diesem Scherz versteckte sich sein echter, gesunder Welt- und Lebensdurst.

Dieser Lebensdurst hatte ihn in der ersten Zeit seiner Ehe nicht eben stark gequält; er liebte Anna und ging vorerst ganz in dieser Liebe auf. Allein nach einem halben Jahr schon erwachte in ihm der sehnsüchtige Trieb des Geistes wieder, in dem Wunsch, weit in die Welt hinauszuziehen und sich mit ihr in edelm Wettkampf zu messen. Freilich, in solchen Augenblicken, die sich auch etwa zu Stunden und Tagen auswuchsen, kam er sich wie ein Gefangener vor, und sein Gefängnis hieß Anna. In pessimistischer Selbstquälerei glaubte er dann oft, er sei das Opfer einer blinden Liebe geworden, bei der Anna als der klügere Teil über ihn triumphiert hatte. Er meinte einzusehen, daß er eigentlich in einem Zustand jugendlichen Ueberschwangs sich von dem klugen Weib habe übertölpeln und fangen lassen: er war ein Kind gewesen und sie ein schlau berechnender Diplomat.

Annas bestgemeinte Liebkosungen erschienen ihm wie leere Schmeicheleien. Er glaubte zu wissen: die Ehe ist nur ein trügerischer Schleier, unter dem sich der große Kampf der Geschlechter verbirgt.

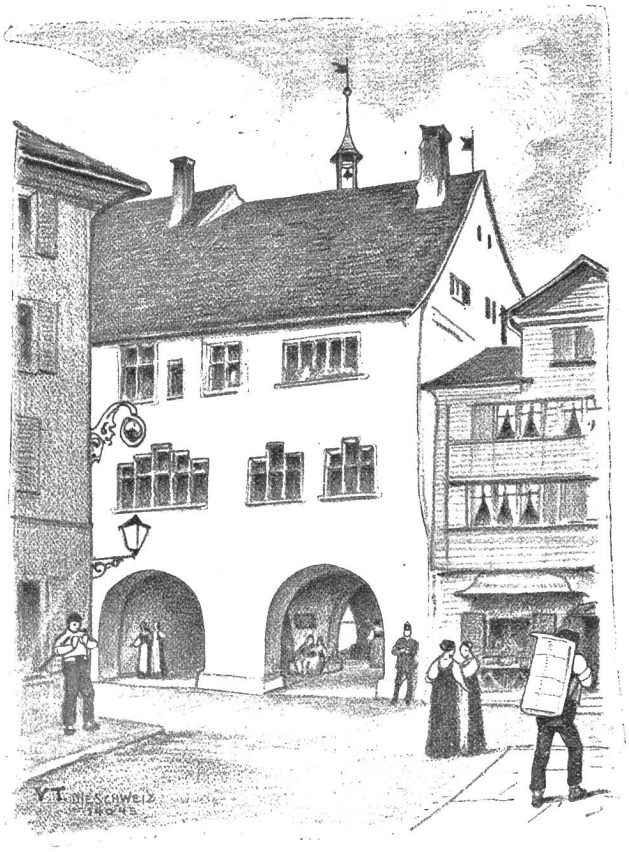
In also verhärmten Zeiten war ihm die Erinnerung an Mathilde eine wahre Erlösung; denn daß jene in uneigennütziger Leidenschaft ihm gehört hatte, war für ihn keine Frage.

Solchermaßen kehrte sein Denken und seine Phantasie auf langsamen Schleichwegen oder in gewaltigen Sprüngen stetsfort zu Mathilde zurück, und so war es nun schon während Monden gewesen, da er noch gar nicht ahnen konnte, daß er sie jemals wiedersehen würde.

Mit der Zeit war ihm denn auch diese Erinnerung zur Gewohnheit, zum Bedürfnis, ja zu einer tatsächlichen Macht seines täglichen Lebens geworden, die sich oft in der größten Freude, wie in der galligsten Laune mit gleicher Gewalt geltend machte. Und er empfand ihre Wohltat um so tiefer, als seinem Temperament die kleine Freude rasch zur großen, wie auch das leichte Leid nur zu rasch zum schweren wurde. Denn eine Kraft, die alles um ihn und alles in ihm rasch potenzierte, war seinem ganzen Wesen eigen.

Eine kleine Mißstimmung vergrößerte sich ihm in wenigen Sekunden ins Unendliche. Nicht daß er etwa seine Gefühle zwangsweise aufgestachelt hätte; allein fast stets wurden diese phantastischen Vergrößerungen auch von einer ungewollten, aber desto unerbittlichern Logik begleitet. So stand er z. B. immerfort in der Ahnung, daß die öftern kleinen Zerwürfnisse in seinem Zusammenleben mit Anna eines Tages sich unversehens ausdehnen und mit einem Riß das Band auf immer zerreißen würden. Diese tragische Szene hatte seine sprungbereite Phantasie wohl schon hundert- und mehrmal vorweggenommen.

(Fortsetzung folgt).



Rathaus von Appenzell.

Das Bildnis.

Novelle von **René Morax**, Morges.

(Fortsetzung).

Ich murmelte: „Herrliches Bild!" — Dann stellte mir Lord Cadwallon mit einer Handbewegung die andern vor: „Lady Arabella Cadwallon, Gräfin O'Brien, Gattin Lord Murray Cadwallons, Kanzlers am Hof Karls I. von England."

Mein fragender Blick hieß ihn fortfahren: „Der irländische Typus, nicht wahr, in seiner vollen Reinheit? Aber das Haus O'Brien hatte nie Glück in seinen Beziehungen zu der Familie Cadwallon. Lady Arabella starb jung, vergiftet, wie es hieß, von ihrem eifersüchtigen Gatten, bald nach Anfertigung dieses Bildes." — Er bemerkte dazu: „Wir haben eine bewegte Geschichte gehabt; wir sind alle leidenschaftlich und krank."

Noch bewunderte ich mehrere interessante Stücke, meist Holländer. Auch reizende Watteaus waren da, ein sehr guter Chardin. Die Bilder waren nicht zahlreich, aber sehr gut gewählt. Dann ließ mich mein Führer durch den Salon gehen, um wieder in die Bibliothek zu kommen. Es war ein sehr langes, schönes Zimmer, das mit dem Eßsaal die Mitte des Schlosses ausmachte. Unter den das helle Holzgetäfel zierenden Stücken unterschied ich zwei Bildnisse von Reynolds, die in den bernsteinartigen Farbentönen gehalten waren, die seine Gestalten wie auf leuchtendem Golde umspielen. Dann, neben einem sehr schönen Turner aus der spätesten Zeit, fesselte ein Frauenbild von Whistler meinen Blick.

„Lady Cadwallon, meine Frau, von Whistler," sagte einfach der Baronet. „Sie müssen wie ich diesen großen Künstler lieben."

„Ein sehr großer Künstler," bemerkte ich.

„Er hat für die Farbenwerte ein Verständnis, das in England heute sehr selten ist. Sehen Sie diese Reynolds! Welche wunderbare Farbe, was für eine Lichthülle!"

„Mir fiel auf, Lord Cadwallon," unterbrach ich ihn, „daß die Präraffaliten in Ihrer Gallerie nicht vertreten sind."

Er schüttelte den Kopf: „Nein, aber ich habe sehr schöne Zeichnungen von Burne Jones. Finden Sie nicht mit mir, daß diese Künstler, denen der Blick für die zeichnerische Seite und die Linienharmonie in so hohem Grade eigen ist, keine eigentlichen Maler gewesen sind?"

„Ich leide geradezu beim Anblick dieser zarten Kompositionen von Burne Jones, deren reizvolle Vornehmheit gar zu oft durch die harte, trockene Farbengebung verliert. . . . Mir scheint, diese Schule bestehe viel mehr aus Dichtern und Denkern, denn aus Malern."

„Nie habe ich Ruskin," fuhr mein Gastgeber fort, „ihrem großen Wortführer, sein Urteil über die holländischen Maler verziehen. Er hat ihnen gegenüber einen Mangel an eindringendem Verständnis bewiesen, den ein Künstler sich nie zu schulden kommen lassen sollte. Und sehen Sie, wie wenig tiefe Spuren diese kleine, tapfere Schar in unserer heutigen Kunst hinterlassen hat!"

„Doch gebührt ihnen Dank; denn sie haben unserer durch die akademische Blutlosigkeit so verarmten Kunst den poetischen Reiz der alten Sagen, die Anmut des Gewesenen, einen sehr feinen Schönheitssinn und eine tiefe Liebe zur Kunst wiedergeschenkt. Sie hatten das große Verdienst einer Weckung des künstlerischen Gewissens in England."

„Obendrein," fiel der Lord lächelnd ein, „befreiten sie uns, Gott sei Dank, von einem Landseer und Leslie."

Ich warf noch einen Blick auf Whistlers Bild, was mich durch irgendwelche Ideenassoziation an ein Gemälde aus dem Luxembourg erinnerte. So fragte ich Lord Owain: „Kennen Sie Ricard?"

Schon im Begriff hinauszugehen, kam er wieder zurück: „Sie lieben ihn, nicht wahr? Welch wunderbar großer Maler! Sie denken an sein Meisterwerk im Luxembourg, an das ernste, herrliche Frauenbild, dessen dunkler Blick bis in die Tiefe eines reichen Innenlebens zu schauen scheint?"

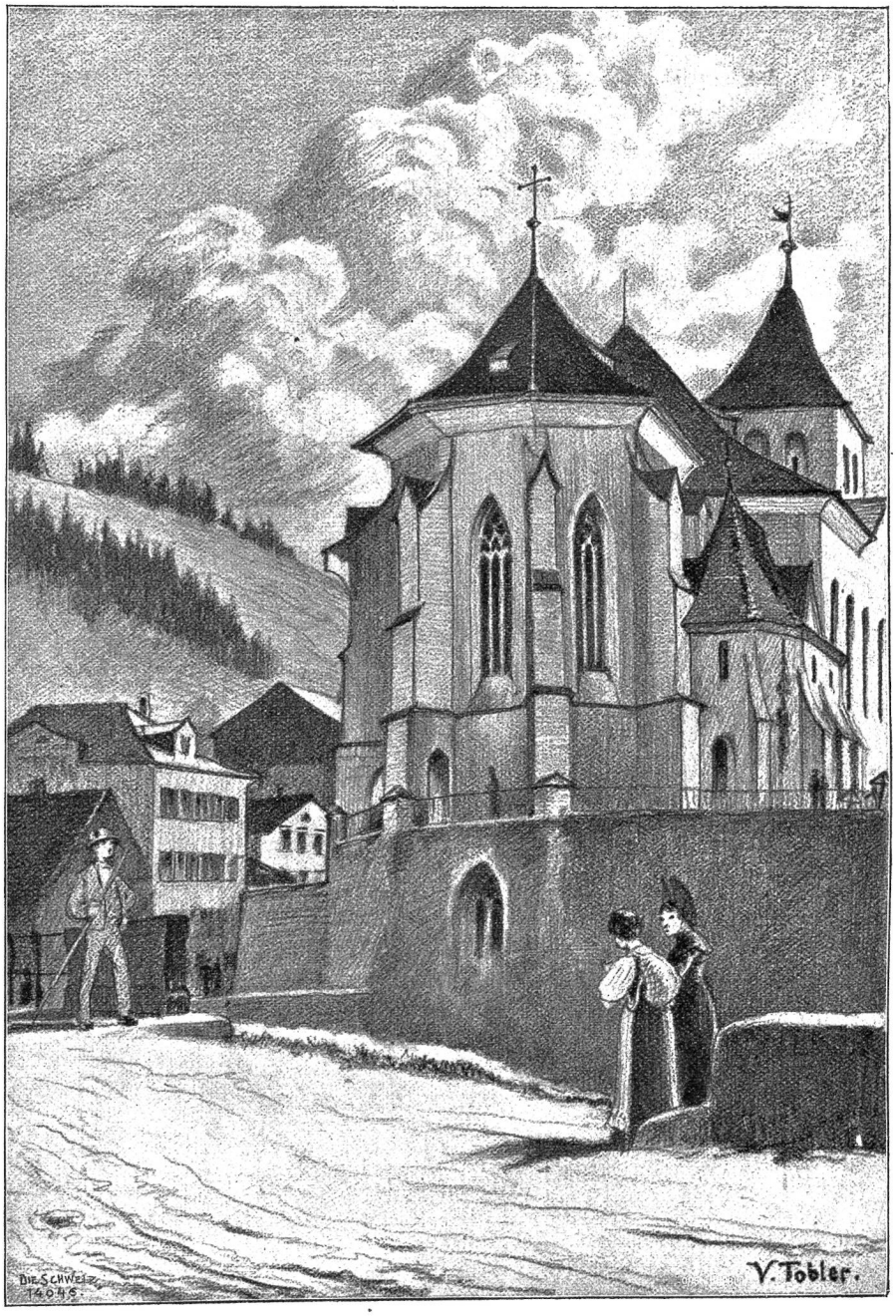
„Meine Pariser Freunde lachten oft darüber und meinten, ich hielte meinen Gottesdienst vor dieser Mutter der Schmerzen."

Einen Augenblick stand er nachdenklich da, strich sich dann mit der Hand über die Stirn und wiederholte, mir vorangehend: „Es ist mir wertvoll, daß Sie Ricard lieben."

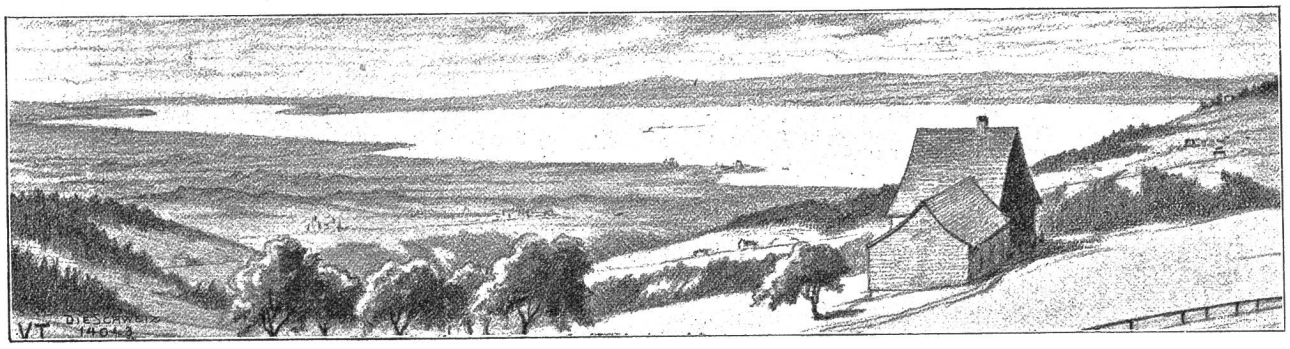
Wir gingen wieder durch den Eßsaal und das Rauchzimmer in die Bibliothek. Der Schloßherr fragte, ob ich mich nicht früh in mein Zimmer zurückziehen möchte. Er schien mich durch diese Frage eher zurückhalten zu wollen; so versicherte ich, keineswegs müde zu sein, und wir setzten uns wieder.

„Darf ich Ihnen von meiner Tochter erzählen?" fing der Baronet wieder an.

Der Ton seiner Stimme fiel mir auf. Wie vorher beim



Kirche von Appenzell.



Blick auf den Bodensee (von Vögelisegg aus).

Essen, als er von seinem schwarzen Park gesprochen, schaute ich den tiefen Riß, der durch diese, von einem großen Schmerz gebrochene Seele ging. Die Entmutigung, die Vernichtung dieses hohen Denkens in der quälenden Erinnerung an das Unabänderliche ergriff mich. Wieder strich er sich über die Stirn und fuhr mit sichtlicher Anstrengung fort:

„Es sind nun drei Jahre, drei lange, schwere Jahre her, daß dieser Verlust mein Leben verwüstete. Die Geburt meiner Tochter kostete der Mutter, Lady Cadwallon, das Leben. Die Tränentaufe schien sie zu einem schmerzvollen Dasein zu bestimmen; ich übertrug auf sie alle meine Zärtlichkeit. Sie entsprach völlig den Hoffnungen, die ein Vater in sein Kind setzen kann. Ich rede so, nicht aus Vaterstolz oder aus Rücksicht auf die Verstorbene. Von der Mutter hatte Lady Cadwallon alle Gaben geerbt: einen gründlichen und lebhaften Geist, einen ernsten, nachdenklichen Charakter und eine starke Vorliebe für die Dichtung und geistige Spekulation. Fehlte ihr auch die zarte Hand der Frau und Mutter, die ihre hervorragenden Fähigkeiten in ihrer Entwicklung zu leiten verstand, so hatte sie doch an mir einen geduldigen Erzieher und einen Vertrauten ihrer geheimen Gedanken. Mit Entzücken sah ich vor meinen Augen die einsame Blume sich entfalten, die junge, feurige Seele heranreifen; denn sie lebte gern mit mir in Black-Halls Abgeschiedenheit. Wie oft hatten wir lange Gespräche im dunkeln Schatten des Parks!"

Er schwieg. Seine Hände waren krampfhaft zusammengepreßt. Um uns fühlte ich das Todesschweigen des Schlosses schweben; dann fuhr er fort in seinem Bericht:

„Meine Tochter liebte nur das Reisen. Zusammen besuchten wir die Wunder des Kontinents. Wie ich schätzte sie Malerei, alte Architektur und alle ruhmvollen Reste der Vergangenheit nicht minder als das malerische Naturschöne. Kaum ein Münster, kein Museum, keine alte deutsche, französische oder italienische Stadt blieb unbesucht. Meine Tochter bevölkerte mit Bildern und Erinnerungen aller Art ihr Gedächtnis; denn nach unserer Rückkehr hieher wünschte sie niemand zu sehen. Auch ich liebe den Verkehr nicht. War es recht, sie in diesem Hang zur Abgeschlossenheit noch zu bestärken? Sie hatte zwar hier eine Freundin, Grace Lloyd, die Tochter unseres Pächters, nur wenige Jahre jünger als sie. Dieses junge Mädchen, das sie liebte, war ihr sehr zugetan, konnte aber in keiner Weise eine Vertraute ihres hohen Strebens und ihres verborgenen Leidens sein. Ihr einziger Vertrauter und Gefährte, ihr einziger Freund war ich."

Seine Hände lösten sich und sanken müde zur Seite.

„Wie ich Ihnen sagte, besaß meine Tochter eine sehr lebhafte Phantasie. Reisen und Lektüre trieben ihren Geschmack für die Poesie sehr weit. Sie liebte es, die tausend Sorgen ihres Innern, die Schmerzen und Freuden ihres sehr empfindsamen Innern niederzuschreiben. Sie legte mir die im Schatten des Gartens oder in der Bibliothek geschriebenen Stücke vor. Nicht hier!" sagte er, auf meinen Blick antwortend; „ihre Bibliothek war am Ende dieses Flügels über dem Rauchzimmer. Morgen werde ich Sie hinführen. Einen Teil des Tages verbrachte sie einsam in Gesellschaft ihrer Gedanken. Mit mir war sie das vertrauensseligste, zärtlichste, fröhlichste Mädchen. Ja, Mr. Nevil, meine Tochter besaß jene fröhliche Einfalt, die durch eine phantastische Einbildungskraft, gründliche Kenntnisse und gute Beobachtungsgabe entwickelt wird. Sie fand unerwartete Beziehungen dort heraus, wo andere nur zufällige Begegnungen sahen. Ihr kindliches Lachen überraschte mich, der ich den nachdenklichen Grund ihres Wesens kannte. Ist Ihnen nicht aufgefallen, welche Sorglosigkeit oft in dem Lachen tiefernster Naturen steckt?"

„Wie oft fiel mir dieses Lachen auf!" bemerkte ich. „Es erstaunt wie ein plötzlicher Sonnenstrahl in einer dunkeln Kirche."

Seine Hände schienen neu belebt, und er nahm den Faden wieder auf.

„So ist es. Oft erhellte ihre Heiterkeit die schattige Wölbung, die ihr Denken umfing. Denn der Grund ihrer Natur war schwer melancholisch. Sie sagte gelegentlich: Meine Träume brennen wie Kerzen in der Krypta des Nachdenkens. Sie werden selbst über die trostlosen Träume urteilen können, die ihre Phantasie heimsuchten. Sie besaß ein wirklich originales Talent; einige ihrer fieberhaft hingeworfenen Gedichte kommen denen einer Elisabeth Browning oder Christine Rossetti gleich. Wie jene, hatte meine Tochter ein schmerzvoll erregtes, leidenschaftliches Herz. Ihren düstern Phantasien und todestraurigen Gedichten gab sie den seltsamen Titel: ‚Vorahnungen'. Der Lauf der Dinge hat ihm einen nur zu deutlichen Sinn verliehen!"

Er senkte das Haupt, und die Hände zitterten schmerzlich. Die Uhr schlug eine späte Stunde. Er schauerte zusammen:

„Ich vergesse, wie spät es ist; Sie bedürfen der Ruhe."

Ich antwortete einfach, daß ich keinen Schlaf hätte und ihn in seinem Bericht, ohne indiskret sein zu wollen, fortzufahren bitte.

„Darin liegt keine Indiskretion," meinte er. „Im Gegenteil verpflichtet mich Ihre geduldige Aufmerksamkeit zu Dank. Sie begreifen ja, nicht wahr, warum ich Ihnen das alles sage?"

„Ich glaube, Lady Cadwallon nun zu kennen."

„Ich wußte, Sie würden mich verstehen. Ich wollte Sie in das Heilige dieser komplizierten Seele schauen lassen; morgen vertraue ich Ihnen allein die Sammlung ihrer besten Gedichte an. So lernen Sie meine Tochter nicht nur aus meinen Worten kennen."

Ich wagte keine Antwort, so deutlich empfand ich die Auflehnung seines innersten Gefühls gegen die Notwendigkeit, einem Fremden seine teuren Reliquien zu enthüllen. Ohne die Augen zu mir zu erheben, fuhr er fort:

„Sagte ich Ihnen, daß Lady Cadwallon durch eine heftige Krankheit uns plötzlich entrissen wurde? Sobald sie ausgebrochen war, wollte ich auf den Rat der Aerzte sie nach dem Süden bringen oder in die Berge. Es war ja keine Aussicht auf Heilung. Aber meine Tochter weigerte sich, Black-Hall zu verlassen. Sie wollte, wie sie sagte, sterben, wo sie den besten Teil ihres Lebens verbracht. Es ging sehr schnell. Ohne eine Klage verschied sie in meinen Armen....."

Draußen hörte ich den Wind durch die Nacht wehen, und ohne zu wissen warum, zitterte ich wie das Laub. Der Lord war aufgestanden. Lautlos hatte er das Schloß einer Truhe geöffnet und ihr ein Kästchen entnommen. Er brachte eine Photographie, die er mit den Worten vor mich legte: „Meine Tochter."

(Fortsetzung folgt).

Die Schlacht am Stoß (17. Juni 1405).
Nach Originalzeichnung von Victor Tobler, Trogen-München.